

Faksimile

kultur

Besonders nicht besonders sein

Geschichte der Basler Juden

Caspar Battegay

Ab 1933 nahm die Judenfeindlichkeit auch in der Schweiz immer mehr zu. Den jüdischen Baslern wurde jäh ihre exponierte Stellung bewusst. Eine Studie beleuchtet jetzt die Arbeit der Israelitischen Gemeinde Basel, von Vereinen, Flüchtlingshilfe und Studentenverbindungen.

In seinem kürzlich veröffentlichten Roman «Am Fenster» erzählt der Schweizer Starregisseur Luc Bondy eine Anekdote aus dem Leben seiner Mutter, die als deutsche Jüdin aus Offenbach nach Basel flüchten musste. Obwohl sich in der Schweiz auch Unbekannte auf Hotelfluren und einsamen Wanderwegen grüssen würden, sei man hier noch lange nicht freundlicher als andernorts, stellt Luc Bondy fest: «Mathild, meine Mutter, wurde 1943 in einer Trambahn von einer Baslerin angepöbelt, weil der ihre grossen, vergoldeten Ohrringe nicht passten: «Sie, Fräulein, wir haben nicht Fasnacht!»»

Wer auffällt, macht sich verdächtig, so könnte man diese Geschichte deuten. Nicht aufzufallen, war denn auch die Devise vieler Basler Juden zwischen 1930 und 1950, sich nur ja als besonders nichtbesonders zu erweisen. Dabei ist eine jüdische Gemeinde seit dem Jahr 1200 im Stadtkanton nachgewiesen. Zwischen blühenden Perioden – so war Basel in der frühen Neuzeit unter anderem ein Zentrum des jiddischen Buchdrucks – lagen auch dunkle Episoden, Vertreibungen und Mord.

Seine dunkelste Zeit durchlitt das europäische Judentum jedoch in der Moderne. Auch die neutrale Schweiz hat sich durch ihre antisemitisch geprägte Flüchtlingspolitik zumindest mitschuldig am Holocaust gemacht, wie die Publikationen der «Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg» inzwischen unmissverständlich belegt haben.

Komplexes Selbstverständnis. In ihrer an der Universität Basel entstandenen Dissertation, die jetzt als sorgfältig gemachtes Buch vorliegt, wendet sich die Historikerin Noëmi Sibold der Innenseite dieser Problematik zu. Mehrheitlich Angehörige des etablierten Bildungsbürgertums, sahen sich die Basler Juden, die bis heute lediglich rund ein Prozent der Wohnbevölkerung ausmachen, plötzlich dem Vorwurf doppelter Loyalitäten ausgesetzt: Als Staatsbürger definierten sie sich vehement als Schweizer, doch religiös entschieden als jüdisch. In Zeiten sich verhärtender Identitäten war es schwer, dieses komplexe Selbstverständnis gegen aussen zu behaupten.

Noëmi Sibold zeigt anhand von Archivmaterial, dass «es ein quasi homogenes jüdisches Kollektiv lediglich in den Gemeinplätzen der Judengegner gab und gibt». Sie zeichnet die Auseinandersetzungen innerhalb der Israelitischen Gemeinde Basel (IGB) und der jüdischen Institutionen nach.

Angesichts existenzieller Herausforderungen gab es verschiedene Positionen und Strategien: So vertraute etwa der langjährige Grossrat Franz Arnstein – ein in Basel eingebürgerter Prager Jude – ganz auf die demokratische Vernunft. Zwar wurde er von der prodeutschen «National-Zeitung» heftig angegriffen, doch im Grossen Rat waren die antisemitischen Stimmen in der Minderheit. Und auch wenn sogar liberale Ratsmitglieder öfters mit Ideen des sogenannten

neuen Deutschlands sympathisierten, war offen geäussert Antisemitismus nicht der Mainstream.

Lebendige Gemeinschaft. Andere jüdische Exponenten hegten dennoch wenig Vertrauen in die humanitäre Gesinnung ihrer Mitbürger. Vor allem die unruhige Jugend suchte ein Judentum, das nicht nur Konfession im Privaten, sondern eine lebendige Gemeinschaft sein sollte. In den 1930er-Jahren wurden in Basel verschiedene zionistische und sozialistische Jugendbünde und Turnvereine gegründet, die das bürgerliche Selbstverständnis der IGB provozierten und auf die Probe stellten. Während die IGB das öffentliche Image des Nichtbesonderen pflegte, ging es etwa dem Leiter der Arbeitsgruppe der zionistischen Vereine, Marcus Cohn, Vater des Filmproduzenten Arthur Cohn, gerade um eine Stärkung der jüdischen Besonderheit. Es wurde Hebräischunterricht organisiert, und man hielt Vorträge und Diskussionsabende ab.

Die jüdische Studentenverbindung «Jordania» etwa strebte gemäss Statuten «die geistige, charakterliche und körperliche Erziehung ihrer Mitglieder, besonders die Pflege jüdisch-nationalen Geistes und bewusste Herausbildung derselben zu Trägern der jüdischen Kultur» an. Das zionistische Pathos verbanden die hauptsächlich aus Osteuropa kommenden Studenten mit deutscher Burschenherrlichkeit. Ein zeitgenössisches Foto zeigt die jungen Männer vor dem Wappen mit dem Davidsstern, wie sie stolz ihre grossen Bierflaschen präsentieren.

Jüdische Internationalität. Einen umfangreichen Teil ihrer Untersuchung widmet Sibold dem Verhältnis der Universität Basel zu den Juden. Sibold gelingt es, anhand dieser Mikroebene einen paradigmatischen Mechanismus der modernen Schweizer Geschichte anschaulich zu machen. Einerseits stellte sich das Rektorat im Einverständnis mit dem Erziehungsdepartement, das unter der Leitung des Sozialdemokraten Fritz Hauser stand, schützend vor die jüdischen Studierenden aus dem Ausland, die oft von Ausweisung bedroht waren. Auseinandersetzungen mit der Fremdenpolizei nicht scheuend, wollte man auf den Brainpool und die Internationalität nicht verzichten, die durch die jüdischen Flüchtlinge eröffnet wurden.

Andererseits stand man einem Zuzug jüdischer Professoren skeptisch gegenüber. Die Furcht vor der ausländischen Konkurrenz war stärker als die Humanität und das Interesse an gut ausgebildeten Akademikern. Sibold erzählt dazu ein erschütterndes Beispiel: 1936 wandte sich Lucia Gerstle aus München, Enkelin von Arnold Böcklin, an Regierungsrat Hauser. Sie hegte die Hoffnung, dass ihr jüdischer Mann, Internist und Spezialarzt für Kindermedizin, eine Anstellung an der Universität oder einer Klinik in Basel bekommen könnte. Doch der Direktor des Kinderspitals Basel sah keine Möglichkeit, einen ausländischen Arzt ohne Schweizer Staatsexamen anzustellen, wie er in seinem Bescheid an Hauser schreibt. Die Fremdenpolizei würde auch «im Interesse der einheimischen Ärzteschaft» keine Arbeitsbewilligungen erteilen. Nach seinen Informationen schien dieser Stopp «tatsächlich notwendig zu sein, um die kleine Schweiz vor den über die Grenzen flutenden jüdischen Ärzten und Emigrantenscharen zu bewahren». Das «aufrichtige Bedauern», das Regierungsrat Hauser darauf in seiner abschlägigen Antwort Frau Gerstle zukommen liess, nützte nichts. 1938 nahm sich Kinderarzt Gerstle in München das Leben.

Idealbild unauffällig. Nach dem Krieg kritisierte der politisch vielseitig engagierte Rechtsanwalt Charles Liatowitsch, dass auch die Basler Juden ihre «Häuser und Herzen» den Flüchtlingen nicht geöffnet hätten. Vielmehr hätten die offiziellen jüdischen Organe aus Angst die xenophobe Optik der Behörden übernommen.

Erschreckend bestätigt sich dieses Urteil, wenn man liest, wie peinlich genau die offiziellen jüdischen Stellen darüber wachten, dass die Flüchtlinge das absurde Reglement der Fremdenpolizei einhielten. Den Emigranten waren zum Beispiel Ausgang nach 22 Uhr, der

Besuch von Kinos in Gruppen von mehr als drei Personen oder «das Ansprechen fremder Personen, ferner jedes auffallende Benehmen, insbesondere lautes Verhalten und Kritisieren» verboten.

Besonders hart trafen diese willkürlich auslegbaren Paragrafen weibliche Flüchtlinge: Nachdem bekannt geworden war, dass sich einige Frauen die Fingernägel lackiert und andere öffentlich geraucht hätten, wies IGB-Präsident Alfred Goetschel die Emigrantinnen zurecht. Auf keinen Fall sollten die Frauen das anstössige Bild der emanzipierten und mondänen Jüdin bestätigen – sondern unauffällig dem auf Häuslichkeit und Mütterlichkeit reduzierten Idealbild der Schweizer Frau entsprechen.

Je schwächer ein Mitglied der Gesellschaft ist, das erfährt man eindrücklich in Sibolds Buch, desto stärker gilt der Druck, besonders nichtbesonders zu sein.

> **Noëmi Sibold: «Bewegte Zeiten. Zur Geschichte der Juden in Basel von den 1930er- Jahren bis in die 1950er- Jahre». Chronos Verlag, Zürich 2010. 400 S., ca. Fr. 48.–.**